steht, Dich anglotzt, und Dich bis auf funfzig Schritt herankommen läßt?"

„Nein", sagt Tulle und lacht. Einen solchen Elch hab' ich noch nicht gesehen. Und wenn Du einen solchen Elch siehst, dann Tehtsche, aber auch nur dann, darfst Du ihn schießen."

„Siehst Du", sagte Tehtsche, „ich wußte doch, daß wir noch zu einer ganz vernünftigen Abmachung kommen werden. Und jetzt schick gleich zwei Kerls nach, mit Pferd und Wagen. Bei der dritten Werst von hier, an der schmalen Schneise, im Graben am Wege — — da liegt er."

Spinat zu Pferde

Eine Anekdote, erzählt von Otto Anthes

In einem der schier unzähligen kleinen Länderchen, die im achtzehnten Jahrhundert das große Deutschland lächerlich machten, hielt sich der Fürst eine berittene Leibwache, die um ihrer grünen Röcke willen im Volksmund den Spitznamen „Spinat zu Pferde" führte. Die Truppe war nur fünfzig Mann stark, hatte aber dafür einen Obristen als Kommandeur, einen Major als Stabsoffizier, zwei ältere Rittmeister und einen Leutnant, der als einziger für den Dienst im Exerzieren und Appellabhalten aufkam. Diese letztere Stellung hatte zur Zeit unserer Erzählung ein Herr von Hassenstein inne, der sich täglich über den Spottnamen seiner Truppe ärgerte, mehr aber noch über ihre gänzlich unkriegerische Ausbildung und Haltung, indem sie lediglich für Paraden, Schloßwachdienst und ähnliche Schaustellungen hergerichtet wurde. Denn es gelüstete den ehrgeizigen und mutigen jungen Mann nach ganz anderem als danach, ein glänzend angezogener Hofsoldat zu sein. Aber die Rücksicht auf seine Familie, die im Fürstentum ansässig war, machte es ihm unmöglich, anderwärts ehrenvollere Dienste zu suchen; der Fürst würde eine solche Handlung als Untreue und Fahnenflucht gebrandmarkt und mit allerhöchster Ungnade an der ganzen Sippe geahndet haben.

Nun war damals schon eine Weile der Krieg im Gange, den man späterhin den Siebenjährigen genannt hat. Und da Maria Theresia allein den Preußenkönig nicht klein kriegen konnte, bot sie außer den Franzosen auch die Reichsarmee gegen ihn auf. Der kaiserliche Befehl, das vorgeschriebene Truppenkontingent zur Reichsarmee stoßen zu lassen, gelangte somit auch in unser Fürstentum und setzte die dortigen Kriegsräte in nicht geringe Verlegenheit. Denn die Bauernburschen entzogen sich in großen Mengen der Aushebung durch die Flucht über die Landesgrenzen, und zudem war an Ausrüstung so gut wie nichts vorhanden, da man in Friedenszeiten das dafür bestimmte Geld zu anderen Zwecken verwendet hatte. So sah man sich genötigt, um wenigstens den guten Willen zu zeigen, vorläufig einmal den „Spinat zu Pferde" in Marsch zu setzen. Als der Befehl bei der Truppe eintraf, hatte er zunächst die Wirkung, daß der Obrist einen Schlaganfall erlitt, der Major sich krank meldete und die beiden Rittmeister wegen Altersschwäche um den Abschied einkamen. Blieb der Leutnant von Hassenstein übrig, der mit Freuden das Kommando übernahm und am dritten Tage mit dem gesamten Spinat abrückte, um zu dem Heere zu stoßen, das, aus Franzosen und Reichstruppen gemischt, unter dem Befehl des Prinzen Soubise durch Thüringen in Richtung auf Halle und Magdeburg im Vormarsch war.

Das Glück des braven Leutnants, nun endlich ins Feld zu kommen, erlitt indes bald eine empfindliche Einbuße. Denn — der Himmel weiß, wie — der Spitzname, den er so sehr haßte, lief mit dem Grünrock, die Reichskontingente, mit denen er sich unterwegs vereinigte, nahmen den Spott auf und trugen ihn weiter. Und als Hassenstein in Erfurt dem Prinzen Soubise seine Truppe meldete, hatte der auch schon davon gehört und sagte grinsend: „Ah! L'épinard à cheval! Soyez le bienvenu!" — Da der Prinz als großer Tafelfreund und Erfinder neuer Gerichte bekannt war, so erschien die Aeußerung seiner Umgebung als ein besonders guter Witz, und ein lautes Gelächter umbrauste die Meldung des Leutnants. Wütend machte er kehrt, und wütend zog er die nächsten Tage in dem bunt zusammengewürfelten Heere in Richtung auf Halle. Nicht weit davon aber, bei dem Dorfe Roßbach, griffen die Preußen unvermutet und mit solcher Heftigkeit an, daß innerhalb zweier Stunden die gesamte verbündete Heeresmacht sich auf der Flucht befand. Der Spinat, aller ernsthaften Kriegshandlungen gänzlich ungewohnt, war beim ersten Ansturm des Gegners sofort ausgerissen; der Leutnant allein wehrte sich verzweifelt, bis ihn die Uebermacht bewältigte und zum Gefangenen machte. Als man ihn solcheraestalt davonführte, kam er bei dem General Seydlitz vorbei, der den preußischen Angriff geleitet hatte. Er verlangte, vor ihn geführt zu werden, und trug ihm die Bitte vor, alsbald in das preußische Heer eintreten zu dürfen. Nun war es damals, bei dem starken Verbrauch von Führern, allgemein gebräuchlich, die gefangenen Offiziere zu fragen, ob sie nicht bei dem bisherigen Gegner dienen wollten. Immerhin aber erschien es ungewöhnlich, daß einer sich sofort freiwillig zu solchem Uebergang erbot. Als darum Seydlitz nach den Gründen fragte, sagte der Leutnant ingrimmig, daß er lieber da dienen wolle, wo gekämpft, als da, wo gelaufen würde. Weil diese Antwort dem schneidigen Handegen über die Maßen gefiel, so nahm er den Hassenstein alsbald an und teilte ihn einem Kürassierregiment zu, das noch in derselben Stunde auf die Verfolgung des flüchtigen Feindes angesetzt wurde.

So ritt der Leutnant denn in seinem grünen Rock mit den Kürassieren auf die wilde, lustige Jagd. Die preußischen Reiter, durch vorausgegangene lange Märsche und den tollen Sturm von Roßbach ermüdet, fielen bald ab; der Hassenstein jedoch, verhältnismäßig unverbraucht und voller Tatendrang, war mit einer Handvoll der ausdauerndsten Kürassiere an der Spitze, und es gelang ihm, durch zersprengte Trupps des Feindes hindurch, bis nach Gotha vorzustoßen. Beim Ritt durch die Stadt erfuhr er von dienstwilligen Bürgern, daß auf dem Schloß der Soubise noch bei der Tafel säße. Hassenstein befahl dem Hauptteil seiner Reiter, durch das Hauptportal in das Schloß einzudringen, und lief selbst mit zwei Mann zu einer Hintertür. Dort sah er auf einem weiten Hofe den ganzen Wagenpark des Prinzen und seines Stabes bereits angespannt und wußte somit, daß nicht mehr viel Zeit zu verlieren war. Er stürmte ins Haus, verlief sich in den Gängen und verlor dabei seine beiden Begleiter aus den Augen. Dann aber traf er einen Lakaien, der, eine verdeckte Schüssel auf silbernem Brett vor sich hertragend, eine Treppe hinaufeilte. Der Leutnant hielt ihn an und fragte: „Wohin?" Jener schüttelte den haltenden Arm ab und rief: „Laissez moi! Voilà un épinard pour son Altesse." Und lief weiter. Der Hassenstein, hinter ihm her, fand so den unbemerkten Eintritt in den Speisesaal. Immer dem Schüsselträger folgend, gelangte er auch unmittelbar hinter den Prinzen. Und im selben Augenblick, da der Lakai den Deckel hob, zog der Leutnant den Säbel, schlug in die Schüssel hinein, daß der grüne Brei über Prinz und Tafel spritzte, und schrie: „L'épinard à cheval, Votre Altesse! Im Namen des Königs von Preußen: Sie sind mein Gefangener." — Die Tafelrunde saß wie gelähmt. Dann aber gewahrte man die preußische Kokarde an dem Hut des Eindringlings, und alles sprang auf.

Wenn nun die Kürassiere, die durch das Hauptportal eingedrungen waren, zur Stelle gewesen wären, wie es der Hassenstein gehofft, dann hätte der Streich gelingen können. Sie wurden indes von einer Wache aufgehalten, mit der sie sich in der Eingangshalle herumschlagen mußten. Inzwischen stürzten sich ein paar beherzte Männer mit Stühlen und Armleuchtern auf den Hassenstein; und wenn er sich ihrer auch tapfer erwehrte, indem er mit dem Säbel wie rasend um sich hieb, auch seine Pistole abfeuerte, wobei er einen der Angreifer am Arm verwundete, so konnte er doch nicht hindern, daß der Prinz mit dem größten Teil seines Stabes entwich. Immerhin blieben ihm, als nun die Kürassiere herankamen, mehrere Gefangene und, wie sich später herausstellte, der ganze Troß mit dem wertvollen Gepäck des Prinzen in der Hand.

Seydlitz, der zwei Stunden später eintraf und den Befund musterte, meldete den Vorfall mit allen Einzelheiten dem König. Der sagte: „Ein tolles Gemüse, dieser Spinat zu Pferde. Müssen wir auf unser Feld verpflanzen. Er bleibt bei den Kürassieren und ist Rittmeister."

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 44 | **5. Juni 1935** | **9. Jahrgang**

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(12. Fortsetzung)

Und dann, knapp hintereinander:

„Eins — zwei — drei!"

Ein kurzer, heller Knall. Aus einem Strauch flattern erschrocken einige Finken auf. Die kupferbraune Brust schimmert im Frühlicht. Schon sind sie weg.

Feiner, blaugrauer Pulverdampf verfliegt sacht über den Köpfen der beiden Gegner.

Die lassen den Arm sinken.

Ihre Blicke sind ineinandergehakt. Eberstein hat ein flüchtiges, kurzes Lächeln um den Mund. Hans von Götsch steht wie festgewachsen. Er hat die Kugel Ebersteins dicht an der Schulter vorbeipfeifen hören.

Krummstädt nimmt ihm die Pistole aus der Hand, um sie neu zum Laden zu geben.

„Der Kerl schießt genau", raunt er. „Ihr Schuß ging haarscharf über seinen Kopf."

Schnell tritt er wieder zurück, nachdem er Götsch die neugeladene Pistole gereicht hat.

Neues Kommando. Götschs Hand ist unbeweglich. Man hat das gelernt in unzähligen Schießübungen. Man hat gelernt, auf dreißig Meter ins Schwarze zu treffen. Sie werden nicht mehr mit lüsternen Augen hinter der Lenel herspionieren, Herr Eberstein, und keine schmierigen Briefe mehr schreiben!

Zwei Schüsse geben wieder nur einen Knall. Eberstein zuckt zusammen. Die Pistole ist ihm aus der Hand gefallen. Der Arm hängt ihm matt herunter. Sein Sekundant springt hinzu. Dr. Scholz setzt sich in Bewegung. Na also, da gibts doch noch für ihn zu tun.

Aber dann lächelt Eberstein ironisch.

„Nichts von Bedeutung, Herr Doktor, eine Schmarre."

„Ohho! Zeigen Sie mal, mein Lieber!"

Er hebt bereits Ebersteins Arm hoch. Die Kugel hat die Hand gestreift, eine hübsche Fleischwunde. Der Knochen ist unverletzt. Immerhin, es blutet stark.

Der Unparteiische will abbrechen. Eberstein blitzt ihn an.

„Es ist eine Schmarre! Ich bestehe auf dem vereinbarten dreimaligen Kugelwechsel. Das hier ist überhaupt nicht der Rede wert."

‚Na, denn nicht!' denkt Krummstädt wütend. ‚Da kann man nichts machen. Bockbeiniger Kerl. Viel kann ja schließlich nicht mehr passieren.'

Der Unparteiische tritt zurück. Die Sekundanten reichen die Pistolen zum letzten Schuß.

„Achtung!"

Hans von Götsch sieht, wie die Hand seines Gegners zittert. Das Blut tropft daran herunter. Ein Unsinn, dieser letzte Schuß. Ausgeschlossen, daß Eberstein noch sicher zielen kann. Nein dieser letzte Schuß kann nicht mehr gelten, wir sind zu ungleiche Gegner.

Sein Blick irrt ab.

„Eins — zwei — drei!"

Er drückt ab, in die Luft. Es wäre nicht ritterlich, jetzt noch treffen zu wollen.

Und dann spürt er gleichzeitig einen stechenden Schmerz in der Brust. Er steht einen Augenblick ganz verwundert. Er will lächeln. Wie komisch die Bäume da drüben sich bewegen, wie es mit einem Male in seinem Kopfe rauscht und klingt! Das Herz dröhnt ihm in der Brust.

Er sieht, wie Krummstädt auf ihn zuspringt, hört seine gurgelnde Stimme: „Hätten Sie doch gezielt, Götsch!"

Er sieht auch noch Dr. Scholz wie einen Schatten herzueilen, sieht ein Stück Blau des Himmels über sich niederfallen, die Bäume ringsum kreisen wie toll, und dann liegt er lang im Grase und weiß nichts mehr.

Dr. Scholz kniet neben ihm. Reißt den Waffenrock auseinander. Tastet auf der Brust herum.

Davon wacht Götsch wieder aus der kurzen Ohnmacht auf und hört gerade noch, wie Dr. Scholz sagt:

„Rechtsseitiger Lungenstreifschuß. Noch Glück gehabt. Immerhin, er wird sich 'n paar Wochen ausschlafen können."

*

Es ist etwa um diese Zeit, daß Lenel Berger aus dem Morgenschlaf auffährt, mit einem leichten Schrei, und sich verstört im Bett aufrichtet. Die Sonne scheint durch das Fenster. Ganz hell ist die Stube.

Lenel preßt die Hände gegen das schlagende Herz.

Hat sie nicht eben ganz laut Hans' Stimme gehört? So deutlich, als stände er neben ihr? Wie ein Schrei war es — lieber Gott!

Sie blickt sich verwirrt um.

Klingt nicht noch immer dieser Ruf in ihrem Ohr nach?

Ach — Träume — Träume. Es ist wohl die Sehnsucht, die in ihr gerufen hat. Seit dem Bataillonsfest hat sie ihn nicht mehr gesehen. Das ist es wohl.

Ja, wer kennt wohl die geheimnisvollen Strömungen liebender Seelen zueinander? Es ist gewiß, daß Hans von Götsch ganz leise Lenels Namen gemurmelt hat, als er ins Gras fiel. Ob ihn der Wind mitgenommen hat in die Berge?

Wer weiß etwas um die geheimnisvolle Kraft liebender Herzen?

Lenel steht auf und kleidet sich langsam an. Sie ist noch immer etwas nachdenklich und verwirrt. Lange steht sie dann am geöffneten Fenster und blickt hinaus in den jungen, hellen Tag. Es ist heute noch so früh, viel früher, als sie sonst aufzustehen pflegt.

Und dann liegt er im Gras und weiß nichts mehr.

Aber ist es die gleiche, fröhliche Sonne draußen? Das gleiche muntere Plätschern des Baches drunten am Gartenzaun?

Sie träumt in dieses Plätschern und in den würzigen Geruch der Tannen, die von dort drüben wie jeden Morgen dunkel und prächtig herüberwinken. Es ist seltsam, ihr Herz will nicht so leicht und froh sein wie sonst, wenn die Morgensonne heruntergrüßt. —

Achtes Kapitel

Es hat sich herumgesprochen. Der Himmel weiß, wer da geschwatzt hat. In so einer kleinen Stadt bleibt eine kleine gesellschaftliche Sensation nicht so leicht geheim. Die kleine Stadt atmet ordentlich tief auf, wenn mal „so was" passiert. Sie ist ordentlich froh darüber, sie fühlt sich insgeheim als Schauplatz welterschütternder Ereignisse, und ihre freundlichen Bewohner sagen mit wichtiger Miene: Oho, wir liegen gar nicht so weit aus der Welt, wir sind keine Schlafmützen, wir haben schon Temperament, wir wissen ganz gut, wie wir uns zu verhalten haben!

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Rita Wüllner die peinliche Affäre weiterkolportiert hat. Ihre schönen Augen werden schon einen von den jungen Leutnants des Bataillons bewogen haben, ihr „unter dem Siegel der Verschwiegenheit" von dem stattfindenden Duell zu erzählen. Ganz verheimlichen läßt sich so was ja in einer kleinen Stadt sowieso nicht. Und Rita Wüllner ist selbstverständlich stolz, daß sich ihretwegen der Leutnant von Götsch geschlagen hat. Wenigstens bildet sie sich das ein.

Sie fühlt sich in den Mittelpunkt einer sensationellen Affäre gestellt und denkt triumphierend, daß nun der Weg bis zu einer jungen Baronin von Götsch nicht mehr weit sein kann. Man muß das Eisen schmieden ...

Ein paar Tage später ist die Geschichte bis ins Büro des Bergerschen Mühlenwerkes gedrungen. Wie das so geht — ja. Hübsch pikant entstellt und verdreht. Wenn ein Gerücht durch ein Dutzend Mäuler geht, bleibt im allgemeinen nicht viel von der Wahrheit übrig, zumal wenn überhaupt niemand von Anfang an eine Ahnung von der Wahrheit hatte.

Herr Berger kommt um die Mittagszeit nach Hause. Nach der Mahlzeit sagt er zu Lenel:

„Ich hätte dich gern in meinem Zimmer gesprochen, Kind."

Tante Ida stutzt. Es klingt ein bißchen sonderbar, was ihr Bruder da spricht. Kann er nicht hier am Tisch der Lenel sagen, was er auf dem Herzen hat? Wird schon was Wichtiges sein!

Die Lenel hat große Augen im blassen Gesicht, sie wartet schon so lange auf einen Brief von Hans — oder einen heimlichen Besuch Wimmers am Gartenzaun. Die Unruhe sitzt tief in ihr.

Nun ist sie in ihres Vaters Arbeitszimmer.

Ihr schmales, zartes Figürchen ist tief in den weichen Sessel geschmiegt. Mit schweren, wuchtigen Schritten geht Herr Berger ein paarmal auf und ab. Dann bleibt er stehen.

„Weißt du schon, Lenel, was kürzlich geschehen ist?" beginnt er etwas unbeholfen.

Die großen, fragenden Augen Lenels verwirren ihn. Sie scheint wirklich noch nichts zu wissen. Brüsk entfährt es ihm:

„Der Leutnant von Götsch hat sich duelliert. Mit dem wilden Ferdinand Eberstein. Vor drei Tagen. Er ist verwundet worden. Nicht ganz ungefährlich. Eines Mädels wegen natürlich, der Rita Wüllner wegen, der Millionärspuppe. Schnell getröstet, wie?"

Lenel ist totenbleich. Sie bringt kein Wort hervor. Sie starrt den Vater wie einen Fremden an. Der sagt gelassen, mit einem leisen, weichen Unterton in der Stimme:

„Ich habe also schon recht behalten, Lenel. So ein Leutnant bei den Jägern ist immer ein Windhund. Kein Verlaß. Ich kenne das doch. Der Eberstein ist natürlich nicht besser. Der hat eine Schmarre am Kopf abgekriegt. Nun kann man neugierig sein, wer bei der schönen Rita das Rennen machen wird. Es tut mir leid um dich, Kind —" Seine Stimme zittert kaum merklich. „Ich hätte dir diese Erfahrung gern erspart, Lenel. Ich —"

Da kommt Leben in sie. Ihre Stimme klingt hoch und zerrissen und spitz:

„Das — das ist ja nicht wahr, Vater!"

Eine Welt voll Angst ist darin.

Berger lehnt am Tisch. Seine Faust ist geballt.

„Er scheint jedenfalls insoweit korrekt gewesen zu sein, daß er eben die Hoffnung auf dich aufgegeben hat. Es steht fest, soweit ich gehört habe, daß er sich auch schon länger um Rita Wüllner bemüht hat. Zwei Eisen im Feuer — na ja. So sind diese Herren. Die sogenannte „Beleidigung", seine Stimme wird recht spöttisch, „soll auf dem Bataillonsfest geschehen sein. Leutnant von Götsch hat die gute, animierte Gelegenheit dort ausgenutzt, um bei Fräulein Wüllner zur Attacke vorzugehen, wie man das wohl im militärischen Jargon nennt. Dabei ist ihm Eberstein ins Gehege gekommen, und es kam zu einem ‚schneidigen' Wortwechsel. Schlußeffekt: Duell. Die Leute raten nun wahrscheinlich schon, wann die Verlobung stattfinden wird."

Lenel hat die Hände fest ineinander gefaltet. Es ist ungeheuerlich, was sie da hört. Daher die Unruhe seit Tagen in ihr? Es ist ja alles nicht möglich. Es kann nicht möglich sein.

Rita Wüllner? Plötzlich sieht sie ein gepudertes, rassig geschnittenes Mädchengesicht im Geiste vor sich, den Blick kurz und forschend auf sie gerichtet. Sehr elegant sitzt sie neben der Mutter in der Kirche, nur drei Plätze von ihr entfernt. Und unten steht Hans neben den Fahnen des Bataillons und lächelt ganz schnell und zärtlich hinauf. War das Rita Wüllner"

Sie springt aus dem Sessel auf. Herrgott, was für Gespenster werden da in ihrer Seele wach?

„Nein, nein, nein!" ruft sie gequält. „Vater, das alles kann nicht so sein. Hans ist kein Lügner!"

Berger sieht sie mitleidig an. Er hat nur erzählt, was ihm zugetragen worden ist. Daß er es auch gerne glaubt, das steht auf einem andern, besonderen Blatt. Er will es glauben.

Mit gefalteten Händen steht die Lenel vor ihm.

„Ist er — was ist ihm — geschehen?"

„Er soll einen Lungenschuß erhalten haben. Aber nicht gefährlich. Gesund wird er schon wieder werden — ja."

Lenel atmet tief.

Berger spricht noch einiges, was seinen Bericht ergänzen soll. Das Lenel hört nicht mehr hin. Ihr ist sterbenswehe zumute. Sie muß allein sein. Sie kann hier nicht mehr stehen, die Füße sind ihr schwer und schwach. Es ist schon ein bißchen viel, was da eben über sie hereingebrochen ist. Sie muß das alles erst entwirren — allein in ihrer Stube. Oder draußen im Wald.

„Ich glaube nichts", flüstert sie.

Berger legt den Arm mit einer impulsiven, tröstlichen Geste um sie. Kurz preßt er sie an sich. Niemand könnte ihm ansehen, wie weh ihm selber ums Herz ist. Sein Mädel — seine einzige Tochter sieht er leiden.

Einen Augenblick stehen sie so, dann reißt sich Lenel von ihm los und rennt aus dem Zimmer. Es braucht niemand zu sehen, wie ihr die Tränen aus den Augen stürzen. —

*

Die Lenel ist zur St. Annakapelle hinaufgegangen. Es ist, als rufe eine heimliche Stimme sie nach dort, wo sie oft mit Götsch gesessen hat. Bei dem kleinen Kirchlein ist Friede, dort sind noch alle Liebesworte lebendig und flüstern und raunen in Tannen und Gesträuch.

Da oben sind keine Gespenster. Das ist alles licht und hell und wahrhaftig.

Die Lenel sitzt lange dort im warmen Kraut. Sie ist über den ersten, jähen Schrecken hinweg. Nie und nimmer kann es so sein, wie der Vater erzählt hat. Nur das ist wahr, daß Hans von Götsch schwerverwundet liegt.

Warum? Kein anderer als er selbst wird ihr die Wahrheit sagen.

Aber warum mag ihn der Vater nicht? Was hat er gegen ihn?

Sie sinnt und sinnt.

Die Stunden rinnen dahin. So still ist es ringsum. Eidechsen rascheln funkelnd um die alten Mauern des Kirchleins. Vögel flöten im Strauchwerk. Ganz lang liegt die Lenel. Ihr ist, als spiele eine feine, sehr sanfte Melodie hinter ihr in der Kapelle, in deren schmalen Fensterbögen sich die Sonne golden widerspiegelt. Eine alte, unbekannte, süße, reine Melodie, die vielleicht schon vor vielen hundert Jahren durch das Kirchlein schwebte, wenn das Ritterfräulein, das auf den fernen Geliebten im Heiligen Lande gewartet hatte, hier spielte im Gedenken an ihn, den sie dereinst im Himmel wiederzusehen hoffte.

Die Lenel lauscht mit geschlossenen Augen auf diese wundersamen Töne, die leicht in das Rauschen der Tannen verschweben. Ist nicht auch eine feine, ferne Stimme darin? „Treu sein — in Liebe treu sein — und glauben in alle Ewigkeit — immer nur glauben — und niemals zweifeln — stark sein in der Not, kleines Lenel — das ist Frauenpflicht, ist unser letztes Gebot — —"

Und die Melodie singt und vertönt.

Lenel schlägt die Augen auf. Ganz still und ruhig ist es in ihr.

Die Sonne ist schon im Sinken. Lenel stützt sich auf. Ein kleiner Schrecken geht durch ihr Blut. Gleitet da nicht eine Frauengestalt in weitem, schleppendem Gewand aus der Kapellentür? Ein weißes, helles Gesicht, mit einem Schein umwoben. Ein sanftes Lächeln in den wunderschönen Zügen.

(Fortsetzung folgt)

Die Abmachung

Eine kurländische Jagdgeschichte erzählt von Herbert v. Hoerner

Tulle ist staatlicher Oberförster — „Kronsförster", wie man in Kurland sagt. Tehtsche, sein Freund, kommt häufig zu ihm zur Jagd.

Tulle ist Herr über den Kronswald, Herr auch über die Jagd. Alles darf Tulle schießen, Hasen und Rehe, Birkwild und Haselhühner, soviel er will, und darf auch seine Freunde zur Jagd einladen. Nur Elche darf er nicht schießen und auch nicht schießen lassen. Die Elche sind aufgehoben für den Gouverneur. Einmal im Jahr wird für den Gouverneur eine große Treibjagd veranstaltet. Also für ihn sind die Elche da, und sonst für niemanden.

Tehtsche ist versessen darauf, auch einmal einen Elch zu schießen. In seinem eigenen kleinen Walde hält sich das Hochwild nicht auf. Aber Tulle hat doch soviel davon! Warum will denn Tulle ihm, seinem Freunde, nicht erlauben, einen von den Kronselchen zu schießen? Tehtsche findet das kleinlich.

„Du weißt", sagt Tulle, „daß ich Dir das nicht erlauben darf. Ich hab' mich an meine Vorschriften zu halten. Und nun fang bitte nicht noch einmal davon an!" —

Wieder einmal ist Tehtsche zu Besuch bei seinem Freunde Tulle. Herzlich wie immer war die Begrüßung. Tulles Haushälterin hat den beiden Junggesellen ein vorzügliches Abendessen bereitet. Den Beginn machen, wie das so üblich ist, etliche Schnäpse. Man ist in bester Stimmung.

„Was wollen wir denn morgen jagen?" fragt Tulle seinen Gast.

„Elche", antwortet Tehtsche unbedenklich.

Tulle ärgert sich. „Ich hab' Dich gebeten, nicht wieder davon anzufangen."

„Ich weiß", sagt Tehtsche. „Aber wir wollen doch endlich einmal zu einer vernünftigen Abmachung kommen."

„Was heißt da Abmachung?" erwidert Tulle. „Die Abmachung ist, daß ich Dir keinen Elch erlauben darf. Wenn ich's erlauben dürfte — Tehtsche, Du weißt, dann hättest Du längst schon ..."

„Schön", unterbricht ihn Tehtsche. „Ich weiß, und seh' das ja auch ein."

„Na also", sagt Tulle.

„Aber unter gewissen Bedingungen ..."

„Unter gar keiner Bedingung!"

Tehtsche schweigt. Stumm trinkt jeder noch einen Schnaps. Dann fängt Tehtsche wieder an. „Hör mal", sagt er, „unter keiner Bedingung, darauf kann ich nicht eingehen. Bei jeder Abmachung ist doch irgendeine Bedingung dabei. Unter gewissen Bedingungen darf man ja sogar Menschen totschießen. Also muß es für Deine Elche doch auch eine Bedingung geben."

„Was sollte das für eine Bedingung sein?" fragt Tulle, durch die Logik des Freundes in seiner Sicherheit erschüttert.

„Erst gieß mir noch einen Schnaps ein!" sagt Tehtsche. „Du wirst sehen, wir kommen noch zu einer ganz klaren und einfachen Abmachung. Bitte, laß mich ausreden. Also, zum Beispiel, ich komm' zu Dir zu Besuch, so wie heute. Ich fahr' durch Deinen Wald. Und da seh' ich einen Elch. Nicht irgendwo, rechts oder links — das könnte ja öfters vorkommen. Sondern grad vor mir, mitten auf dem Wege. Wenn ein Elch mitten auf dem Wege steht und mich heranfahren läßt, wenn er mich — sagen wir mal, zum Beispiel, bis auf hundert Schritt — heranfahren läßt — nun sag mal, Tulle, dann darf ich ihn doch schießen?"

„Nein", sagt Tulle.

„Aber wenn er mich noch näher herankommen läßt, bis auf achtzig Schritt, zum Beispiel, und ich halt' das Pferd an und steig' aus und lad' meine Flinte, und er läuft immer noch nicht weg — dann muß ich doch schießen dürfen?"

„Nein", sagt Tulle.

„Aber wenn ich noch zehn, noch zwanzig Schritt auf ihn zugehe, und er steht immer noch da und glotzt mich an, — und wenn er mich bis auf fünfzig Schritt heranläßt — Tulle, hast Du schon jemals einen Elch gesehen, der mitten auf dem Wege